

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 41.

Freitag, 18. Februar.

1916.

(6. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Prinzessin Anne-Marie war nun schon drei Wochen in der Pension Medinger in Berlin und in gewissem Sinn eingelebt, wenn sie sich auch noch immer wie ein vom Stamme losgerissenes Blatt vorkam und noch weit davon entfernt war, ihr Leben befriedigend eingerichtet zu haben. Eines setzte sie immer von neuem in Erstaunen, wie schnell hier in Berlin das Geld ausgegeben war. Nachdem sie sich damals am Tage ihrer Ankunft mit Wäsche, Kleidern, einem Wintermantel versehen, ihre Pension im voraus bezahlt und noch allerlei Mal- und Zeichenutensilien eingekauft hatte, war von den ersten 1000 Mark ihres kleinen Vermögens nur noch sehr wenig übrig, und der Rest schwand schnell, da sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich den langentbehrten Genuß guter Konzerte und Theater zu gönnen.

Sie gestand sich selbst mit Beschämung ein, daß sie in ihren Lebensgewohnheiten noch viel zu sehr Prinzessin von Jilburg-Wiesenheim und zu wenig das simple Fräulein Müller war, daß sie doch fortan vorstellen wollte. Sie hatte es bis jetzt noch nicht über sich gewinnen können, einen anderen wie den ersten Platz im Theater zu nehmen, eine andere Folgezeit wie ein Auto zu benutzen. Das mußte anders werden, denn sie wollte doch ihr kleines Kapital nicht verbrauchen, sondern den größten Teil als Notgroschen zurückhalten.

Sie hatte in der kurzen Zeit noch nicht viel Versuche auf dem Gebiete der Frauenarbeit machen können, und die wenigen waren mißglückt, aber sie hatte manches gehört von den anderen Pensionären der Frau Justizrat, von denen mehrere, wie sie auch sich hier in Berlin eine Existenz gründen wollten.

Fräulein Karger, eine ältere, sehr elend aussehende Dame, die das bescheidenste Zimmer der Pension Medinger bewohnte und mehr als einfach gekleidet ging, hatte Anne-Marie mit Tränen in den Augen ihr Leid geklagt: Sie suchte seit vier Wochen eine Stelle als Ergießerin und bekam keine, da sie kein Examen gemacht und andererseits für vorschulpflichtige Kinder zu alt war.

„Ach, und auch für die will man heutzutage eine geprüfte Kindergärtnerin oder Pflegerin haben“, sagte sie traurig, „ich würde ja auch gerne meine Ansprüche zurückschrauben und einen Posten als Wirtschaftlerin, als Stütze annehmen, aber wenn ich mich vorstelle, werde ich abgewiesen, ich sehe nicht kräftig genug aus. Und wenn ich bis zum ersten November nichts gefunden habe, so kann ich ins Wyl für Obdachlose gehen, ich bin am Ende meiner Mittel, ich stamme noch aus der Zeit, wo die Mädchen guter Familien nichts weiter sein sollten als Haustöchter, die entweder heirateten oder hübsch daheim bei den Eltern blieben. Wenn dann der erwartete Freier nicht kam, die Eltern starben und kein oder nur wenig Vermögen da war, so mußten sie auf ihre alten Tage sich unter Fremden herumstößen, buchstäblich herumstößen, denn wenn man nichts ordentlich gelernt hat, so kann man auch keine Ansprüche

machen. Ja, da haben Sie es, die der jüngeren, tatkräftigen, fürs praktische Leben erzogenen Generation angehören, viel viel besser.“

Und Anne-Marie mußte daran denken, daß Fräulein Karger nicht ahnte, daß wohl niemand weniger wie sie für das praktische Leben erzogen war. Das alte, feine Fräulein tat ihr unfähig leid. Sie half ihr die Zeitungen und Zeitschriften nach passenden Stellen durchsuchen und grämte sich mit ihr über jeden Mißerfolg. Sie nahm sich vor, ihr, wenn's zum Äußersten kommen sollte, mit einem Darlehen zu helfen.

Anne-Marie selber hatte, wie gesagt, mit ihren Bestrebungen bis jetzt nur Mißerfolge gehabt. Die Kunstausstellungen, denen sie ihre kleinen Entwürfe für Tisch-, Menü- und Postkarten angeboten hatte, hatten sie umgehend wieder zurückgeschickt, und die eine hatte geschrieben, daß zwar einige ganz nette, Talent verratende Sachen unter dem Eingeladnen seien, daß sie aber doch nicht originell genug wären, und vor allen Dingen nicht in der für ihre Reproduktionszwecke geeigneten Technik hergestellt. Das entmutigte Anne-Marie sehr, und sie ging ernsthaft mit sich zu Räte, ob es nicht für sie das Beste sei, erst noch im Verein der Künstlerinnen Unterricht in den verschiedenen Techniken zu nehmen, aber sie konnte sich vorläufig noch nicht entschließen. Um wenigstens etwas Arbeit, Anregung und eventuell Verdienst zu haben, trat sie dem Frauenenwerbsverein „Nienforb“ bei, für dessen Weihnachtsmesse sie nun alle möglichen kleinen Gegenstände malte. Im übrigen las sie fleißig die Annoncen der in Frage kommenden Zeitungen und Zeitschriften und hoffte, daß sich irgendwie etwas Passendes für sie finden werde, vielleicht ein Posten, auf dem sie ihre Sprachkenntnisse verwerten könnte. Es war gewiß ganz gut, daß das Schicksal sie gerade in diese Pension verschlagen hatte, wo sie an anderen entwerbenden Frauen lernen konnte, ihre Ansprüche möglichst niedrig zu schrauben und andererseits sich nicht gleich entmutigen zu lassen.

Kurz vor Ablauf ihres ersten Monats in Berlin hatte Anne-Marie die Freude, Fräulein Karger zu einer Stelle zu verhelfen. Sie fand in einer großen Dresdener Zeitung ein Inserat in dem zur Erziehung größerer, mütterloser Kinder eine ältere Dame gesucht wurde, und veranlaßte Fräulein Karger, hin zu schreiben, und wider alles Erwarten des schon ganz mutlosen, alten Fräuleins bekam sie eine zufällige Antwort und sollte schon am 1. November nach Dresden kommen. Sie war nun von so unbegrenzter Dankbarkeit und Ergebenheit für Anne-Marie, daß diese sich ernsthaft überlegte, ob sie nicht wagen könne, durch Fräulein Karger über Dresden ein Lebenszeichen an ihren Bruder oder an Christine Raupach gelangen zu lassen, bei denen ihre Gedanken so oft voll schmerzhafter Sehnsucht weilten.

Einen Tag vor Fräulein Kargers Abreise passierte dann etwas, das sie veranlaßte, ihren Entschluß auszuführen.

Sie war wieder einmal in der großen Konditorei, in der fast alle größeren Zeitungen auflagen, und las wie immer, voll heimlicher Spannung, etwas von Dacheim zu erfahren, den Anzeiger der Illburg-Wiesenheim benachbarten großherzoglichen Residenz, da fiel ihr Blick auf folgende Notiz:

„Wie wir erfahren, ist Prinzessin Anne-Marie von Illburg-Wiesenheim, die einzige Tochter des regierenden Fürsten, die schon längere Zeit leidend war, für die Wintermonate in eine bekannte Nervenheilanstalt der Schweiz übergesiedelt.“

Anne-Marie drohte der Herzschlag zu stoßen. Das war die Hand ihres Vaters, die sorgsam vorbaute und alles wagen würde, um nur jeden Klatsch, jeden Schatzen von seinem Namen fernzuhalten. Ob nun Christine vielleicht auch im unklaren über ihr Schicksal war, vielleicht auch gar dachte, daß sie geisteskrank geworden? Sie hatte ihr in jenem kurzen Briefe damals so wenig gesagt — wer weiß, was man ihr nun mittlerweile zuge tragen hatte.

Und sie gab Fräulein Rarger beim Abschied einen Brief an die Fürstin Christine von Naupach auf Schloß Naupach und bat sie, ihn erst in Dresden in den Kasten zu stecken.

„Wundern Sie sich nicht über diese Geheimnistuerei, liebes Fräulein Rarger“, sagte sie, „ich tue nichts Schlechtes, aber es gibt Menschen, für die mein Aufenthalt sort vorläufig in Dunkel gehüllt bleiben muß.“

„Das weiß ich, daß Sie nichts Schlechtes tun können“, sagte das alte Fräulein lächelnd, „und daß noch irgendein Geheimnis mit Ihrer Person verknüpft ist, das ahnte ich.“

Anne-Marie erschrak:

„Benahme ich mich denn irgendwie auffallend?“

„Nein, nein, bewahre, aber ich habe einen scharfen Blick für so etwas und habe schon sehr viele Menschen in meinem Leben kennen gelernt. Außerdem standen wir uns doch immerhin näher und ich habe Ihnen alles von mir erzählt, da war es doch merkwürdig, daß Sie niemals von den Ihren, von Ihrer Heimat sprachen.“

„Ja, Sie haben recht, Fräulein Rarger, und seien Sie mir nicht böse, es war nicht Mangel an Vertrauen, aber es gibt Verhältnisse, die unbedingtes Stillschweigen zur Pflicht machen“, sagte Anne-Marie herzlich.

„Ich weiß, ich weiß, und wenn ich Ihnen irgendwie einmal nützlich sein kann, ich tu's so von Herzen gern.“

„Ich danke Ihnen — und vielleicht erinnere ich Sie einmal an diese Worte.“ — — —

Der Brief an die Fürstin Naupach hatte folgenden Inhalt:

„Meine geliebte Christine!

Als ich heute im Her Residenzblatt die Notiz las, die auch zur Geisteskranken stempeln will und die gewiß auch Dir nicht fremd ist, beschloß ich, Dir zu schreiben, denn Du, meine einzige Freundin, sollst doch wissen, daß ich in voller geistiger und körperlicher Gesundheit lebe und glücklich bin, dem Machtbereich meines Vaters entronnen zu sein. Ich bin nicht in Dresden, wie Du nach dem Stempel vielleicht glauben könntest, ich lasse diesen Brief nur durch eine Bekannte dort einstecken. Es geht mir gut, soweit es jemand gut gehen kann, der sich von der Heimat, von allem Abgewohnten, von dem geliebten Bruder und der einzigen Freundin hat trennen müssen, um sein Selbstbestimmungsrecht nicht zu verlieren. Ich habe meinen Schritt noch keinen Augenblick bereut und ich bin voller Zutrauen, daß es mir auch noch bald gelingen wird, einen befriedigenden Lebensberuf zu finden. Ich lerne erst jetzt, frei von allem Zwang unseres Ranges, Welt und Menschen recht kennen, und sehe nun, wie fern dem wirklichen Leben ich doch eigentlich bisher gestanden. — Ich würde so gern an meinen Bruder schreiben, ihn über mein Schicksal beruhigen, aber ich wage es nicht, ich weiß nicht, ob mein Brief ihm nicht Ungelegenheiten bereiten könnte. Sollte es Dir, liebe Christine, möglich sein, ihm mündlich etwas von mir zu sagen, so wäre ich Dir sehr dankbar,

Ich wünsche Dir alles Gute, meine Christine, und ich bin mit innigen Grüßen

Deine Anne-Marie.“

Die Fürstin-Mutter Meta von Naupach pflegte, während sie frühstückte, die eingegangenen Zeitungen gründlichst zu studieren, namentlich den Generalanzeiger der Residenz. Denn, trotzdem die Fürstin gern und viel von ihren höheren Interessen sprach, so verschmähte sie doch keineswegs, sich über allen kleinen und kleinsten Klatsch und Tratsch zu unterrichten. Sie tat dies, wie sie gern hervorhob, durchaus nicht aus Lust daran, in alle, sie durchaus nichts angehenden Verhältnisse hineinzuschauen, sondern aus reiner menschlicher Güte und Liebe. Von Natur herrschsüchtig und maßlos eitel auf die „erite“ Stellung, die ihr ja auch die schwache, passive Natur der Schwiegertochter ernstlich nicht streitig gemacht hatte, bildete sie sich ein, daß sie besonders diplomatisch begabt sei, und so brannte sie darauf, von jedermann ins Vertrauen gezogen und um Rat gefragt zu werden.

Und so machte sich die Fürstin den Triumph aus, wenn es ihr gelingen würde, Anne-Marie zu finden und, wie sie sich selbst gerührt über so viel Edelmuth, ausdrückte, „den Thron zurückzugeben“.

Ihr Blick fiel, als sie die Zeitung auseinanderfaltete, auf die Notiz, daß Prinzessin Anne-Marie leidend sei und den Winter in einer Nervenheilanstalt der Schweiz zubringen würde.

Sie nickte beifällig mit dem Kopf, dessen dunkle Haarfülle, die noch kein gebleichtes Haar durchzog, ihn kunstvoll frisiert umrahmte. In ihren Gedanken erteilte sie dem fürstlichen Freunde einen Orden für den klugen Einfall, diese Notiz veranlaßt oder in die Spalten der Zeitung lanciert zu haben. Das hieß doch Zeit gewonnen und allen späteren Maßnahmen den Boden geebnet zu haben.

Aber — Christine mußte das wissen. Vielleicht hatte Christine, wenn sie die Zeitung gelesen, die Nachricht übersehen, oder, wenn sie sie gelesen, dann würde sie bestimmt darüber schweigen. Christine war ja überhaupt so schweigsam geworden — besonders seit Anne-Marie fort war. Ob Christine wohl etwas von Anne-Marie wußte? Ob sie Briefe von ihr erhielt?

Fürstin Meta lehnte sich zum Nachdenken in ihren Sessel und schloß einen Moment die Augen. Daran hatte sie ja noch kaum gedacht, die Möglichkeit, die doch eigentlich klar auf der Hand lag, hatte sie noch nicht erwogen. Sie erwog aber jetzt, daß sie, um Christines Vertrauen in dieser Angelegenheit zu erringen, klug und — liebenswürdig vorgehen müsse. Strenges Auswachen würde Christine stutzig machen und vielleicht kaum zum Ziele führen.

Sie ließ sich nicht Zeit, ihre Lektüre zu beenden, sondern ging über den breiten Verbindungskorridor, der den ihr als Wittwensitz zugewiesenen alten Schloßbau von dem neuen Teil, in dem Christine wohnte, trennte, in die Wohnung der Schwiegertochter, die sie stets unangemeldet betrat.

Die junge Fürstin saß am Fenster, hatte die Handarbeit sinken lassen und war in Gedanken noch immer bei Anne-Marie, deren Zeilen sie soeben gelesen hatte. Ihr erster Gedanke beim Eintritt ihrer Schwiegermutter war der Brief: Gott sei Dank, sie hatte ihn sorglich vorher fortgelegt. Christine erhob sich und ging der Fürstin entgegen.

„Bleibe doch sitzen, Christine, ich sehe, du bist wieder fleißig — ich würde so früh gar nicht kommen, aber ich weiß ja, du bist eine Frühlingsstückerin, und ich möchte mit dir wegen Miß Bethley sprechen, sie war gestern abend bei mir — —“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Der Mensch, der nicht gesunden wird, wird nicht erzogen.
Goethe.

Stellungskampf in Freiheitskriegen.

An so manche Verhältnisse, wie sie beim heutigen Schützengrabenkrieg herrschen, werden wir gemacht, wenn wir die Erinnerungen lesen, die der Gothaer Buchhändler Wilhelm Berthes aus der Zeit seines Dienstes bei der Hanseatischen Legion niedergeschrieben hat. Die Hamburger hatten sich Ende Februar 1813 offen gegen die Franzosenherausforderung empört, und drei Wochen später zog die feindliche Besatzung wirklich ab. Als Befreier wurde der russische General Tottenborn am 18. März jubelnd begrüßt; er forderte zur Bildung einer Hanseatischen Legion auf, der sich Berthes als Freiwilliger sofort anschloß. Vor den wiederankündenden, an Zahl stark überlegenen Franzosen mußten sich aber die Verbündeten bald zurückziehen. Davon erzählt Berthes: „Am 21. Mai marschierten wir nach Lauenburg, wo unser Bataillon einen hochgelegenen Kirchhof zum Winterquartier erhielt. In einer Kapelle befand sich schönes Stroh, das sich einige Offiziere, darunter auch ich, erfrucht zu machen; aber nach einigen Stunden war es nicht mehr zum Aushalten: das Stroh war lebendig geworden, es wimmelte von Käufen extra großer Gattung — Rosaken hatten die Nacht vorher in der Kapelle kampiert.“ So machte man mit den damaligen Verbündeten unangenehme Erfahrungen. Aber auch den anderen Bundesgenossen, den Engländern, traute man nicht; die Hamburger kannten sie ja nur zu gut. Es trat nämlich im Juni ein empfindlicher Mangel an Kleidungsstücken für die Soldaten ein. Die ersten Uniformen und Stiefel waren in größter Hast und deshalb unvollständig gefertigt worden und bei den Märschen schnell abgerissen. „In dieser Not erbot sich das englische Gouvernement, die Hanseatische Legion in Sold zu nehmen. Dies wurde anfänglich aus Mißtrauen abgelehnt, bis die Engländer die verbindlichsten Versprechungen gaben, daß die Legion nie anders als zur Befreiung des deutschen Vaterlandes verwendet werden sollte. Daraufhin fand dann eine Einigung statt, und es wurde alsbald eine Partie roter englischer Montierungen geliefert. Die Mannschaft weigerte sich aber aufs bestimmteste, die roten Röcke anzuziehen.“ Die Engländer mußten sich dazu bequemen, andere Kleidung zu schicken. Tat sich in der Weigerung die Abneigung gegen die „Vettern“ kund? oder war es der gesunde Instinkt der Soldaten, der ihnen sagte, daß die roten Uniformen ohne ausgezeichnete Pflasterung für die feindlichen Augen waren? Auch damals schon suchte man sich gegen feindliche Beobachtung zu sichern. Als nämlich das Bataillon bei Ratzeburg ein Lager anlegen und beziehen mußte, wurden zunächst zum Schutze Verschanzungen aufgeworfen und dann die Hütten einige Fuß tief in die Erde gegraben, mit aus dem naßen Busch geholtem, starrem Reisig umflocht und dann mit geliefertem Stroh dicht bedeckt. Stroh diente auch im Innern zur Bildung des Lagers. Jede Kompanie errichtete zehn Hütten, die — fünf zu jeder Seite — mit den Ausgängen einander gegenüber, eine kleine Straße bildeten; querüber lag die Offiziershütte. Auf beiden Seiten lagen die Hütten für den Bataillonskommandeur, die Adjutanten, Ärzte usw. Wenn treten da nicht unwillkürlich die Bilder vor Augen, die uns kunstvolle Unterstände aus den Argonnen, den Vogesen, von der Höhe zeigen? Die Franzosen hatten gegenüber gleichfalls ein Lager aufgeschlagen, so daß man gegenseitig Neuville und Rospenstreich hören konnte. Ein Drittel der Mannschaft mußte regelmäßig für zwei Tage auf Wache ziehen, die wiederum Vorposten aufstellte.

Es blieb, sagte Berthes, ein im hohen Grade anstrengender Dienst. Aber, so fügt er hinzu, es lag ein besonderer Reiz in diesem kleinen Krieg, die Gegenpartei zu überlisten, Gefangene zu machen und überhaupt dem Feinde Abbruch zu tun. Aus der Spannung kam man nicht heraus; denn jedes Geräusch, besonders Tritte, die sich hören ließen, hielten in Aufmerksamkeit, und fiel ein Schuß, so mußten alle unter dem Gewehr stehen, auch die Frauen aufsitzen, welche die Pferde die ganze Nacht am Zügel hielten. Im Lager mußte man sich ebenfalls stets alarmbereit halten; man war immer marschfertig, legte sich nachts mit umgekehrtem Säbel und umgehängter Patronentasche aufs Stroh, das Gewehr neben sich, den Tornister unter dem Kopf. Doch suchte man sich das Leben so bequem und angenehm wie möglich zu gestalten. Die Hütten wurden nach und nach verschönert, mit Tüch und Tisch, Bank und Fenster versehen. Da ein Koch in der Kompanie war, der für eine Abwechslung der Tafel sorgte, kam zu Berthes oft Besuch aus anderen Offiziershütten. Aber auch käftige und gubringliche Gäste fanden sich ein: das waren

unzählige Mäuse, denen durch die Grabarbeiten ihre Löcher und Gänge zerstört waren. Man konnte man die Mundvorräte vor ihnen schützen; und es war etwas Gewöhnliches, daß sie den Hüttenbewohnern über die Gesichter liefen, wenn sie sich niedergelegt hatten. Im Herbst stellte sich anhaltendes Regewetter ein, so daß man oft auf völlig durchnäßtem Stroh schlafen mußte. Da gab es verdrüßliche Gesichter; und auch um ansteckende Krankheiten fern zu halten (nur die Krätze hatte im Sommer ziemlich stark geherrscht), wurde das Bataillon nach Gadebusch in Quartier gelegt. Man freute sich, wieder einmal in einem richtigen Bett, und noch dazu ausgekleidet, schlafen zu können. Aber die Freude war doch nicht ungetrübt; denn da die gleichen Bettwachen wie vorher besetzt werden mußten, war jedesmal ein Marsch von drei Stunden in den fast grundlosen Regen hin und her zurückzulegen. Später erzählt Berthes, wie er durch ein Geschenk von einigen Händen hoch beglückt war; hatte er doch lange Wochen hindurch seine Wäsche nicht mehr wechseln können. Das Weihnachtspaket von seinen Eltern aus Gotha traf nach vielen Irrfahrten erst im März ein; die Pelzhandschuhe kamen nun zu spät, konnten aber als Kopflössen dienen, wollene Strümpfe und Wäsche aber waren willkommen.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Das Heeresaufgebot der alten Römer und des heutigen Deutschland. Die Vergleiche mit vergangenen Kriegen, zu denen die Gegenwart reichen Anlaß bietet, führen zu einer interessanten Parallele zwischen dem Truppenaufgebot der klassischen Römer und dem des heutigen Deutschland. Hierbei sei auf eine außerordentlich interessante Feststellung aufmerksam gemacht, die den im neuesten Sitzungsbericht der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten „Untersuchungen über den Zweiten Römischen Krieg“ von Professor Eduard Meyer zu danken ist. Aus diesen Untersuchungen geht nämlich hervor, daß die Römer damals im prozentualen Verhältnis zur männlichen Bevölkerungszahl genau so viel Truppen aufstellten wie Deutschland im gegenwärtigen Weltkriege. Diese Berechnung ergibt sich auf folgende Weise: Im Jahre 211 lagen zwei konsularische Heere unter den Prokonsulen vor Capua, also 4 Legionen; 2 weitere wurden, als Hannibal gegen Rom zog, hier gerade abgehoben; 2 standen in Spanien, 2 auf Sizilien, das ergibt zehn Legionen. Dazu kamen die zerstreuten Garnisonen und Besatzungen. Das ergibt, einschließlich der zu den Legionen gehörigen Bundesgenossen, die in dieser Zeit, wo ganz Unteritalien verloren war, gewiß nicht stärker gewesen sein werden als die römischen Bürger, einen Gesamtbestand von etwa 120 000 Mann. Dazu kam die Flotte auf Sizilien, ferner die 26 Schiffe in Ortschaften, die in Unteritalien stationierten Schiffe und die nicht unbeträchtliche Flottenmannschaft in Spanien. Somit hat der Krieg alles in allem in diesem und ebenso in den vorhergehenden Jahren etwa 170 000 bis 180 000 Mann in Anspruch genommen. Wenn wir annehmen, daß von den Landheeren die Hälfte, von der Flottenmannschaft etwa ein Drittel römische Bürger waren, hat der römische Staat in diesen Jahren etwa 80 000 Bürger für den Krieg in Anspruch genommen. Die Bevölkerung des römischen Bürgergebietes hat vor dem Ausbruch des Krieges belamisch über 270 000 erwachsene Männer, vom vollendeten 17. Jahre an, betragen. In den Schlachten der ersten Jahre bis Cannae haben, einschließlich der Gefangenen, jedenfalls weit über 120 000 Mann den Untergang gefunden, davon etwa die Hälfte römische Bürger. Dazu kommt dann der Abfall Campaniens, durch den die Bürgerzahl weiter ganz wesentlich reduziert wird. So werden wir für die ersten Jahre nach Cannae kaum mehr als 200 000 ansetzen müssen. Somit sind damals nur zwei Fünftel der erwachsenen männlichen Gesamtbevölkerung des römischen Staatsgebietes, einschließlich der nicht mehr wehrfähigen alten Männer und der Junvalden, für Heer und Flotte ausgehoben worden. Betrachtet man nun Volks- und Heeresstärke des heutigen Deutschlands, so ergibt sich im Verhältnis das gleiche Bild: das Deutsche Reich hatte nach der Völkzählung von 1910 nahezu 65 Millionen Einwohner; darunter waren 18 947 861 Männer vom vollendeten 18. Jahre an. Für die Vergleichung mit Rom mußten noch die im 18. Lebensjahre stehenden, etwa 600 000

hingerechnet werden; überdies ist die Bevölkerung seitdem weiter angewachsen, so daß wir beim Ausbruch des Krieges nahezu 20 Millionen ansetzen können. Wie groß die Zahl der Mannschaften ist, die gegenwärtig in Heer und Flotte stehen, wissen wir nicht genau. Aber selbst ein annähernder Überblick zeigt, daß sie zwei Fünfteln der erwachsenen Bevölkerung entspricht, womit die prozentuale Übereinstimmung mit der römischen Heeresmacht im Zweiten Punischen Kriege erwiesen ist.

Wie die Engländer den Teufel durch Beelzebub austreiben. Nach den Erfahrungen der letzten Tage schien es den Zeitungen der Alliierten, die bisher mit Vorliebe die Unmöglichkeit einer Schädigung durch die Zeppeline betonten, doch rasch, ihren Lesern einige gute Ratsschläge für etwaige Luftbesuche zu erteilen. Natürlich aber wird bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, auf die Vorzüglichkeit der Abwehrvorrichtungen hinzuweisen, die England gegen die Luftangriffe unverwundbar machen, die aber freilich auch eine heidenkliche Schattenseite haben. Die Hauptgefahr, so schreibt die „Daily Mail“, droht der Londoner Bevölkerung nicht eher von den Zeppelinbomben, sondern von den gegen die Zeppeline eigens konstruierten neuen Abwehrkanonen. Daher werden den neugierigen Londoner Bürgern folgende kurz zusammengefaßten Verhaltensmaßregeln dringend ans Herz gelegt: „Seht in Deckung. Seht nicht auf die Straße. Steht den Feuerwechseln, den Polizisten und Sanitätern nicht im Wege. Bleibt kaltblütig. Steigt nicht aufs Dach, um das Schauspiel zu betrachten. Beugt Euch nicht zum Fenster hinaus, jammert und lärmt nicht.“ Zur Beruhigung wird aber noch hinzugefügt, daß die Möglichkeit durch eine bei einem Eisenbahnnachbar aufgelesene Mikrobe zu sterben immer noch größer wäre als die durch die Abwehrkanonen und die Zeppeline geschaffenen Gefahren. „Wenn Ihr freilich während der Jagd himmelwärts starrt, so könnt Ihr leicht gerade durch die Kanonen getötet werden, die zu Eurer Rettung gebaut wurden!“

Brüssel im Kriege. Ein im Felde stehender Mitarbeiter sendet uns nachstehendes Brüsseler Stimmungsbild: Durch die Halle des Nordbahnhofes braust der Lärm des Weltkrieges. Ein Heer scheint aufzubrechen. Soldaten, immer wieder Soldaten, Soldaten aller Waffen tauchen auf und unter in dem brandenden Meere. Selten geht ein Mensch vorüber, dem der Krieg noch das Gewand des Bürgers lieh. Draußen aber, vor dem Bahnhof, schwindet diese Welt mit einem Schlage. Die Soldaten tauchen unter in dem Gewirr, das abendliche Brüssel verschlingt sie, das Brüssel von einst mit dem Lärm der Straßenbahnen, dem Geschrei der Verkäufer, mit dem vollen, wirren Brausen der fieberhaft lebenden, frohlichen, ungehinderten Großstadt. Durch die neue Straße flutet die Menge an den prunkvollen Anlagen feiner Geschäfte vorüber der Vorse zu. In den hübschen Konditoreien sitzen unendlich friedliche Krieger und kahlen, böllig umgarn von den Reizen der Brüsseler Kuchenbäckerei. Auf dem Boulevard Anspach lebt der Kosos von einst. Die Deutschen waren auch im Frieden keine seltenen Gäste auf dieser Straße, sie erscheinen jetzt nur selbster. Die elegante Straße hat dadurch gewiß nicht verloren, sie gewann höchstens dadurch, daß die langweiligen Engländer dort verschwinden, wo das Feldgrau auftaucht. Freilich, die Automobile veranlassen nicht mehr ihre nervtilligen Wettrennen in den Straßen. Dafür sieht man hier und da ein elegantes Gespann, das sich viel besser in das schöne Bild einfügt. Unheimlich, bisweilen absichtlich unbekümmert, mischen sich die Brüsseler in das Gewühl. Der Krieg hat die Eleganz nicht getötet. Der stark gekürzte Mod mit dem Loketten Pelzschlank läßt das feine Schürwerk der Brüsselerinnen voll zur Geltung kommen. Sie sind auch in dieser nicht gerade leidenschaftlichen Mode geschmackvoll elegant, die reizvollen Frauen dieser schönen Stadt. Sie wissen das auch sehr gut und sind gar nicht so feindselig, wie sie sich bisweilen geben möchten, wobei die Frauen noch die Männer der belgischen Hauptstadt. Und als große Kinder sind sie sogar voll vollendeter Liebenswürdigkeit, wenn der deutsche Soldat mit ihnen französisch plaudert. In der grauen Frühe des Wintersonntages sind nur die Soldaten in Brüssel noch. Schwer hallt der Schritt der gepanzerten Stiefel durch die leeren Straßen. In dieser Stunde schämen die deutschen Soldaten am liebsten als ungestörte Fremder vor den Sebenswürdigkeiten Brüssels zu stehen. Auf dem schönen alten Marktplatz hocken Frauen mit bunten blühenden Blumen und großen Marktplätzen. Die Verkäufer-

rhuren sind nicht so zahlreich, wie sie einst im Frieden waren, aber jedenfalls hat der Krieg dem Brüsseler Marktplatz die Blumen nicht nehmen können. Blüten in der Mitte, ringsum über stehen die alten grauen Häuser, ernst, voller großer Erinnerungen, voller schwerer Gedanken. Weltgeschichte weht dich auf diesem Platz an. Wie viele standen vor dir hier in längst vergangenen Zeiten und erlebten voll tiefer Schauer die Größe einer machtvollen Stunde. Alle diese großen Stunden sind dahin, neues Leben verlangt sein unabwiesbares Recht. Du, der du jetzt auf diesem Platz stehst, du fühlst es mächtiger als anderswo, daß der Zeiger der Weltgeschichte aufrückt, einer Stunde entgegen, die einst die Zukunft eine der größten der vergangenen Stunden nennen wird. Einst! Die alten Häuser scheinen das Wort ernst nachzuhalten. Auch diese große Stunde, in der deutsche Soldaten auf dem Marktplatz Brüssels stehen, wird untertauchen in dem tollen Wirbel der Zeit, der schöne Platz wird andere Zeiten und andere Menschen sehen. Hier sitzt du umrandet von dem Bogen der Gegenwart und kannst den Blick schweifen lassen in Vergangenheit und Zukunft. . . In der dunklen, grauen Kathedrale stehen am den Priester gekleidet Hunderte andächtiger Bettgrauer, Quader von Herzen, Herzen von Vätern, Söhnen, Gatten schloßen hier in Mut und Verzweiflung, in Trost und in Liebe, in Hoffnung und Sorge. Und über dem allen tönt ruhig die Stimme des Priesters. Die untätige Großstadt da draußen, der wirre Lärm des Krieges werden still in dieser hohen Halle. Das mächtige, dunkle Grau verschlingt die bunten Farben, die draußen den Blick verwirren. Alles, was da draußen etwas ist, es ist hier plötzlich ein Nichts geworden. Die Schleier der Unendlichkeit senken sich über Zeit und Menschen, sinken hernieder an den Gewölben, deren unantastbare Schönheit sich stolz aufrichtet über dem wirren Wechsel der Dinge. Und immer mächtiger erfüllt den Raum die Stimme des Priesters, der unter die Krieger Worte der Liebe sät. (13.)

Pariser Antizeppelin-Satiren. Die so erfolgreichen Luftangriffe auf Paris veranlaßten die lebhaftesten Erörterungen in der französischen Presse, die sich in scharfen Worten gegen die ungenügenden Schutz- und Abwehrmaßnahmen wendet und es der französischen Luftkampfororganisation gegenüber nicht an heißender Ironie fehlen läßt. Die in aller Hast und Eile angeordneten neuen Einrichtungen sind auch genügend geeignet, den Spott der Öffentlichkeit herauszufordern. So wird berichtet, daß der Pariser Stadtrat einen großartigen Entschluß gefaßt hat. Fortan soll jede Nacht ein Angehöriger des Rates im Rathaus Wache halten, um im Falle der Annäherung eines Zeppelins sofort „Alarm“ zu schlagen. Des „Journal des Débats“ schreibt über diese großartige Neuerung: „Sicherlich wird Deutschland sich vor dieser hervorragenden Nachricht voll Angst still verhalten. Der Stadtrat verdient die herzlichsten Glückwünsche. Wie einst in den Städten des Mittelalters ein Nachtwächter vom Söller nach einer etwaigen Gefahr Ausschau hielt, so wird ein Beamter des Stadtrates beharrlich zum Fenster hinausblicken, um die Zeppeline zu erspähen. Bei aller Hochachtung und Bewunderung für diese ebenso heroische wie liebenswürdige Ausdauer berührt es nur merkwürdig, daß dieser Wächter, wie bekanntgegeben wird, seine Tätigkeit regelmäßig um 12½ Uhr nachts beschließen soll. Warum dies? Sollten die Zeppeline vielleicht um diese Zeit auf ihrer Reise in einem Gasthof Rast? Oder haben sie versprochen, niemals nach 12½ Uhr zu erscheinen? Oder glaubt der Stadtrat genug getan zu haben, wenn er die halbe Nacht opfert? Werden nicht vielmehr die Zeppelinführer sich um 12½ Uhr sagen, daß nun die feigste Stunde gekommen sei, um Paris zu besuchen?“ . . . Eine andere, nicht minder der Verspottung ausgesetzte Neuerung besteht in einer Verfügung des Leiters des Luftkämpfvereins, René Besnard, der anordnete, daß das in Versailles stehende Pionierregiment durch ein Luftkampfpikett, bestehend aus 1 Offizier, 3 Unteroffizieren und 50 Mann, ergänzt werden soll. „Dieses Pikett“, sagt „l'Ouvrier“, „ist mit Gewehren des Modells 1874 ausgestattet. Bei jeder Wache werden an jeden Mann 6 Patronen verteilt. Dann zieht das Pikett auf dem Plateau von Satory auf. Diese Mannschaft soll Alarm schlagen und den Zeppelin „bekämpfen“. Wie denkt Herr Besnard sich das? Höchst einfach: wenn der Zeppelin so liebenswürdig war, sich auf Schutzweite der Gewehre, Modell 1874, zu nähern, so wird geschossen. Und dann wartet man, daß das Luftschiff die Freundlichkeit hat, auf dem Plateau von Satory zu landen. Schläft ruhig, Paris!“